

# Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 3

Wiesbaden, den 12. Dezember 1920

39. Jahrgang

Mirchl. Wochenkalender

Sonntag, 12. Dezbr.:	Syneus
Montag, 13. Dezember.	Lucia
Dienstag, 14. Dezbr.:	Blaasus
Mittwoch, 15. Dezbr.:	Val. Quatember
Donnerstag, 16. Dez.:	Adeleid
Freitag, 17. Dezbr.:	Sturmus
Sonntag, 18. Dezbr.:	Bunibald

Dritter Adventssonntag. Evang. des hl. Johannes 1, 19—28

In jener Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannos ab, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete es nicht und bekannte: Ich bin nicht Christus! Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht! Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein! Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Ru-

senden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufst du ab, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannos antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser: aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, und doch vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannos taufte.

## Die Unbefleckte

Mitten in den Advent hinein fällt das Fest der Unbefleckten Empfängnis der allerseitigsten Jungfrau. Was soll dieses Muttergottesfest im Advent? Einmal sollen wir jene Jungfrau nicht vergessen, die die Mutter des Gotteskinds von Weihnachten werden soll. Maria und Jesus gehören zusammen. Und wo immer Jesus auftritt, da ist auch Maria dabei. Dann soll uns der Anblick der reinsten, heiligsten Jungfrau entflammen, dem kommenden Erlöser ein möglichst reines, sündenloses Herz entgegenzubringen.

1. Maria ist die Mutter Jesu, die Mutter Gottes. Das ist ihr Titel, ihr Name, ihre Auszeichnung. Dieser ehrenvolle Name stammt nicht von ihr, sondern einzig von ihrem Kind, ihrem Sohn. Von ihm allein hat sie ihren Ruhm, ihre Ehre. Als unser jetziger Papst gewählt wurde, da lebte seine Mutter nicht mehr. Aber man erkundigte sich sofort nach ihr, ihrem Leben und Wirken, man zählte ihre Tugenden auf. Und wenn diese Frau noch gelebt hätte, wie würde man sie gepriesen haben, daß sie einen so hoch geehrten Sohn habe. Mariens Sohn ist mehr als Papst und Kaiser. Er ist der höchste Gott im Himmel und auf Erden, der das ganze Weltall in seiner Hand trägt, ohne dessen Willen nicht das Geringste geschieht. Dieser mächtige, starke, allmächtige Gott ist der Sohn Mariens, der Jungfrau aus Nazareth. Maria ist seine Mutter. Sie hat diesen Gott geboren, hat ihn in seiner Jugend behütet und beschützt, so wie jede andere Mutter ihr Kind pflegt und für es sorgt. Sie hat es in ein fremdes Land geflüchtet, als man das Kind ermorden wollte. Sie hat dieses Kind zum Knaben, zum Jüngling und Mann heranwachsen lassen. Dreißig Jahre lang durfte sie als Mutter um ihn herum sein. Dann trennte sich Jesus von ihr, um dem Willen seines Vaters entsprechend den Grund zu seinem Reich zu legen. Aber Maria hielt Jesus im Auge, nicht mehr, um ihn zu schützen oder Gefahren von ihm abzuwenden, sondern um an Leid und Freud ihres Sohnes teilzunehmen. Welche Mutter tut das nicht? Auch wenn das Kind schon groß geworden ist, ist jede Mutter, die noch etwas übrig hat für ihr Kind, mit Leib und Seele dabei, was auch immer dem Kinde zustoßen mag. Und als man Mariens Kind gewaltsam ums Leben brachte, nach grausamer Marter, draußen vor der Stadt, auf dem Hügel Golgatha, da stand sie dabei und litt furchtbar beim Anblick der Totqualen Jesu. Sie war doch Mutter, und welche Mutter kann ihr Kind leiden sehen, ohne selber mitzuliden? So handelte sie als Mutter Jesu, als Mutter Gottes.

An diese Wahrheiten will uns die Kirche am Feste der Unbefleckten Empfängnis erinnern und uns sagen: Wenn Maria die Mutter Jesu ist, wenn sie in so naher Beziehung mit dem lieben Gott steht, dann wird auch ihr Einfluß auf Gott groß sein. Jesus gehorchte ihr, wie jeder brave Sohn seiner Mutter gehorcht. Aber noch nie hat ein Kind seiner Mutter besser gehorcht als Jesus seiner Mutter. Und Jesus hat ihr alles getan, alles, was er ihr nur von den Augen ablesen konnte. Wie könnte es auch anders sein! Und jetzt, wo beide im Himmel sind, ist das nicht anders. Auch jetzt sieht Jesus in Maria seine Mutter, auch jetzt tut er ihr allen Willen. Denn Jesus ist Gott, und Gott ist unveränderlich, er ändert nie seine Gesinnung und seine Meinung. Was folgt daraus? Daraus folgt, daß wir in Maria eine Heilige im Himmel haben, an die wir uns mit vollem Vertrauen wenden können, wenn wir uns um Hilfe umschauen in unserer Not. Die größte Not aber ist die Seelennot, das heißt die Gefahr der schweren Sünde und des Verlustes des Himmels, die Befreiung aus schwerer Sünde und die Wiedergutmachung unserer Schuld bei Gott. Wir stehen im Begriff, uns zur Ankunft des Weihnachtsfestes zu rüsten und die heiligen Weihnachtsfakramente zu empfangen, das Beichtsakrament und das Kommunionfakrament. Das ist eine Angelegenheit, die wir aus uns nicht recht erledigen können. Denn wo immer es sich handelt um eine Sache, die Beziehung hat zum Himmel, sind wir mit unseren irdischen Kräften ganz unzulänglich. Der Abstand zwischen Himmel und Erde, zwischen menschlichen und übermenschlichen, göttlichen Gewalten ist gar zu groß und durch uns allein unüberbrückbar. Jesus hilft uns aber noch einmal so gern bei diesen Heilsgeschäften, wenn seine Mutter für uns bittet. Laßt uns doch während der hl. Messe zur Gottesmutter beten: Hilf mir, geliebte Mutter, zu einem guten Gelingen. Mache, daß meine Weihnachtsbeichte getragen sei von einer übernatürlichen, echten, tiefen Reue, von einem hochherzigen Entschluß, die Sünde aber alles zu verabschauen und allem, was zur Sünde führt, weit aus dem Wege zu gehen. Hilf mir auch, hl. Jungfrau und Mutter, daß ich meine Weihnachtskommunion nicht kalt und oberflächlich empfangen, sondern mit einem heißen Verlangen nach Heiligung und Besserwerden. Mache, daß die Kraft dieses hl. Sakramentes noch weit ins neue Jahr hinein reiche.

2. Maria, die ganz Reine, Makellose, erinne t uns an ihrem Dezemberfeste daran, von welcher Reinheit und Sündenlosigkeit wir be-

schaffen sein müssen, wenn wir Weihnachten feiern wollen. Maria hat ihre Weihnachten in vollster Reinheit gefeiert. Und wir? Ach, wie weit sind wir noch davon entfernt. Wie drückt uns die Schuld und das Vergehen. Wie schwer lastet auf uns die Sünde. So viele haben absteht von Gott oder sind lau und kalt geworden im Dienste des Herrn. Und doch wollen sie alle glücklich und froh sein zu Weihnachten. Weihnachten soll auch ihnen wahres, echtes Glück bringen. Aber das ist nur möglich, wenn sie den Herrn suchen und sich eng an ihn und seine hl. Gebote anschließen. Ein Sünder, mit schwerer Schuld beladen, einer, der noch mit der Sünde liebäugelt, der nicht tief innerlich entschlossen ist, mit der Sünde zu brechen, kann nicht wahrhaft glücklich sein. So rein, wie Maria ihre Weihnachten gefeiert hat, können wir zu Weihnachten nicht sein. Maria war nicht nur rein von der Erbsünde, sondern auch von jeder noch so kleinen Sünde. Die Erbsünde haben wir nicht mehr. Bei unserer Taufe ist sie von uns genommen worden. Aber wer zählt das Meer von lässlichen Sünden, die tagtäglich von uns begangen werden! Wenn es wenigstens dabei bliebe! Aber gehen viele nicht weiter und machen sich schwerer Verschulden schuldig. Übertreten das göttliche Gesetz in wichtiger Sache! Und haben nicht viele durch das schlechte Beispiel, das sie allenthalben sehen, in vielen Sünden den Sinn für das was recht und ehbar, erlaubt und schicklich ist, verloren und sagen: Wenn hier sich verständigen gegen die Ehre, gegen Leib und Leben und Eigentum des Nächsten, dann kann ich auch wagen, es wird dann nicht so schlimm sein. Und doch bleibt es Sünde und zehrt Schuld und Strafe nach sich.

„Geliebteste, mach euch nicht gleichförmig dieser Welt, sondern wandelt euch selbst um in Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was der Wille Gottes, was gut, wohlgefällig und vollkommen sei.“ So bittet und beschwört der hl. Paulus seine Neuchristen. Paulus wußte, wie die Anlehnung an den Weltgeist, an die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Weltmenschen den Sinn für das Rechtsschaffene tötet und allmählich zur Sünde, zum Laster führt. Unser jetziges Geschlecht hat wieder heidnische Sitten, Lebensführung, heidnische Anschauungen angenommen. Ist da nicht wieder Pauli Mahnung am Plage: „Macht euch nicht gleichförmig dieser Welt!“

Mariens Unbefleckte Empfängnis in der Adventszeit ist ein gewaltiger Ruf an die Gläubigen, sich fern zu halten von dem Treiben der Weltkinder und Herz und Hand nicht zu be-

schmutzen mit Verken, die das Licht des Tages scheuen und sogar in den Augen der Welt gebrandmarkt sind. „Ganz rein bist du, Maria, und keine Makel ist an dir“. So begrüßt die Kirche ihre Mutter und Herrin am heutigen Empfängnistage. Und von uns soll es ähnlich heißen, wenn wir uns zur Heimkehr ins himmlische Vaterland rüsten. Du hast dich rein gehalten vom Verderben der Welt. Die Lust der Augenlust, der Fleischelust, der Hoffart des Lebens hat dir nicht geschadet, weil du rechtzeitig und nachhaltig Gegenmaßregeln ergriffen hast. Gehe ein in die Freude deines Herrn. Upe."



## „Wir müssen die Mutter Maria zurückholen“

Von Professor Dellinger, Bahnhofs.

Mit einer gewissen Behmut und mit innigem Mißgefühl schaut ein katholisches Herz auf die vielen suchenden und ringenden Seelen im Kreise der Andersgläubigen, die von einem geheimen Heimweh nach dem beruhigenden und beseligenden Glanz des katholischen Glaubenslebens und des katholischen Kultus verzehrt werden; doch sie können den Rückweg zur Mutterkirche nicht finden, da sie noch zu stark von den überkommenen Vorurteilen gegen den Katholizismus beunruhigt werden.

Der jedoch die Christströmungen in nichtkatholischen Kreisen der Gegenwart verfolgt, der findet eine merkwürdige Annäherung an katholisches Denken und Fühlen, ein stets wachsendes Fragen und Suchen nach Wahrheit und Klarheit, um alles um uns herum wankt und zusammenzuberechnen droht. Ganz auffallend ist die Zahl der Protestanten und Juden, die in den letzten Monaten das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt haben. Mögen es bei vielen der nach Wahrheit Suchenden zunächst nur Gefühlsmomente sein, die sie mit Bewunderung nach der katholischen Kirche hinsehen lassen; auch Gefühlsmomente können die goldene Brücke zur Wahrheit und Klarheit werden.

Was zum Beispiel die Marienverehrung angeht, so lese man nur den Artikel, den die Berliner konservativere Tageszeitung, „Die Post“, am Fuß- und Freitag 1919 aus der Feder von Max Jungnickel gebracht hat. „Was heißt der evangelische Kirche?“ heißt es dort. Antwort: „Die evangelische Kirche ist kalt.“ — „Was müssen wir tun, um die wertvollen Lutheraner zu halten?“ führt er im Frage- und Antwortspiel weiter.

„Wir müssen unsere Kirche warm machen.“ — „Und was macht sie warm? — Macht sie der alte Zauber warm, der heilige Thomas — Kantor Bach, die evangelische Nachtigall? — Bleibt sie.“ — Aber wir müssen nach einem größeren Gefühlswert Ausschau halten, der immer da ist, nicht nur an Festtagen oder bei Eintrittsgeld. . . Wir müssen die Mutter Maria zurückholen. Dann wird unsere Kirche gewißlich warm.“ — „Und dann wollen wie die kleinen Marienlieder wieder holen, die so schön sind, als wären sie mit Mondstrahlen niedergeschrieben, oder als hätte sie der Tau ins Land geträufelt. Und dann wollen wie ihre Heimsuchung feiern. Die Mutter ist ja in unsere Kirche gekommen. Und wie wollen zu ihr beten und zu ihr singen. Und ihre Himmelsreinheit wollen wir mit in den Katechismus stecken. . . Uns fehlt die Mutter Maria. Wir müssen sie zurückholen. Wie eine Rose wird sie aufblühen aus den kalten Steinen unserer Kirche. . . Und der heilige Sebastian Bach soll so lange musizieren, wenn sie kommt, bis die Mäher verdröhen und der Mond auf seine Finger scheint. — Ich grüße dich, holdselige Mutter!“

Welche Begeisterung für die Heiligkeit des Marienbienstes spricht aus diesem protestantischen Munde! Wie viele unter den im Glauben von uns getrennten Brüdern begeistern und erbauen sich wohl an Marias Labouren, die edle Weiblichkeit, verbunden mit Kindlichkeit, verklärte Mutterliebe, verknüpft mit Mutter Schmerz, Mütterspiegel. Wer weiter dringen sie nicht vor: falsch belehrt, mit Vorurteilen von Jugend an erfüllt, können sie sich nicht entschließen, den Heimweg zur Mutter anzutreten. Auch der Name „Maria“ ist wie der Name „Christus“ gefehlt als ein Zeichen, dem man widerspricht und an dem die Gedanken vieler offenbar werden.

Immer wieder weist man uns Katholiken vor, wir stellen Maria zu hoch, wir lassen über ihre Verehrung den Erdfürer selbst zu sehr in den Hintergrund treten. Ja, wie viele setzen noch immer der unklugen Ansicht zu, wie beteten die Mutter Gottes an, wiewohl wir doch schon 400 Jahre hindurch gegen diese Verehrung protestieren!

Selbst ein kleines katholisches Schulfeld könnte ihnen doch sagen, daß auch Maria ein Geschöpf Gottes ist und in Ewigkeit bleibt, und als solches niemals auf die Welt allein gebührende Andeutung Anspruch erheben kann. Aber Maria ist Mutter Gottes, Mutter Gottes! Wie schnell ist das Wort gesprochen, und doch welche

„Abgründe von Heiligkeit!“ umschließt es! Welche Gedröge und Würde und Macht und Heiligkeit! Von Ewigkeit her hat die heiligste Dreifaltigkeit an sie gedacht und mit höchstem Wohlgefallen auf sie geschaut; von dem Augenblicke an, wo Gott beschloß, den Menschen den Erdfürer zu senden, stand ihr Bild vor seinen Augen. Sie sollte ein Meisterstück seiner Allmacht, Weisheit und Liebe werden, Mutter und Jungfrau zugleich!

Weil Maria dem Sohne Gottes das leibliche Leben geben, der Welt das unbeschlechte Gotteskinn schenken sollte, darum eruchte der Herr sie in vollkommener Reinheit und Gnadenfülle. Mit ihr wollte er wieder ein Herz erschaffen nach seinem „Bilde und Gelehnis“, so makellos, so gnadenvoll, so gottverwandt, daß der heilige Geist selber mit frohem Ernte ausruf: „Ganz schön bist du, meine Freundin, und keine Makel ist an dir!“ Alle drei Personen trhen und staunen über ihr Kunstwerk; jetzt ist es wieder ihre Sonne, unter und in den Menschen zu wohnen und jede von ihnen ruft aus: „Ave Maria, ave!“ Einen der höchsten Engel senden sie zu ihr und lassen sie grüßen als die „Gnadenvolle“ und die „Gehenebete“ unter allen Frauen.

### Die neue Zeit

Wissen heißt: die Welt verstehen;  
Wissen lehrt verzauschter Zeiten  
Und der Stunde, die da flattert,  
Wunderliche Zeichen deuten.

Und da sich die neuen Tage  
Aus dem Schut der alten bauen,  
Kann ein ungetrübtes Auge  
Rückwärts blickend vorwärts schauen.

Denn so lange Haß und Liebe,  
Furcht und Bier auf Erden schalten,  
Werden sich der Menschheit Leie  
Aehnlich oder gleich gestalten.

Menschen sind die Menschenkinder  
Aller Zeiten, aller Zonen,  
Ob sie unter Birkenblüthen,  
Ob sie unter Palmen wohnen;

Ob sie vor dem Christengotte,  
Ob vor Botan sie sich dücken,  
Ob sie sich in Lumpen bergen,  
Oder sich mit Purpur schmücken.

Bleisch sind die Wolkenbilder,  
Die den Himmelsraum durchwahlen.  
Doch nur Dunst die leichten Flecken,  
Doch nur Dampf die schweren Balken.

Alle auf des Sturmes Straße  
Fahren sie, die Lustgepinnte;  
Wolkenbilder, leere Dämpfe,  
Wolkenbilder, eitle Dünkel!

Und Friedr. Wilh. Meyers „Deutsches Lesebuch“.

Maria allein hat ihrem göttlichen Sohne nachsprechen können: „Wer kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Kein Mensch nächst dem Heiland hat so ganz einzig und allein für Gott gelebt und gearbeitet, geliebt und gelitten wie sie. Weil der Herr in ihr und mit ihr war, darum war sie so leuchtend, so rein, so demütig, so voll Barmherzigkeit und Güte, so voll Gotteslob und Gottes- und Nächstenliebe.

So verstehen wir es, wenn durch alle Jahrhunderte des Christentums Kaiser und Könige, Landherren und Gesehte, ringende Wäher und Heilige, Priester, Bischöfe und Päpste sie als ihre Königin begrüßt, als ihre Gottes Mutter verehrt und angerufen haben. So wird es uns verständlich, wenn der heilige Johannes Chryssostomus frohlockend andenkst: „Sei gegrüßt, o Königin, Glück der Erdborenen, Hilfe der Christen, einzige Hoffnung der Sünder, Wonne des Weltalls, jungfräuliche Mutter, schön und lieblich über alle Jungfrauen, erhaben über die himmlischen Mächte, Herrscherin, Allkönigin, Entzücken der Menschheit. Weisheit stets huldvoll gegen dein Geschlecht, sei mir allenthalben das größte Heil; mögen alle deine Hilfe erfahren, Trost die Kleinmütigen, Kraft die Schwachen, Schutz die Bedrängten, Leben die Sterbenden! . . .“

Ein großes Wunder bist du, o Maria, was ist auf Erden und im Himmel je größer und herrlicher als du bist, erfinden worden? Nicht die Propheten und Apostel, die Märtyrer und Jungfrauen, Limes der erschaffenen Wesen, ob sichtbar oder unsichtbar. Bist du wissen, um wieviel Maria, des Himmels Königin, alle Engelscharen übertrifft? Jene nahen Gott mit sich uer Ehrfurcht, ihr Kultus verhältnisse, Maria spricht zum Herrn getrost: Mein Sohn! Darum sei gegrüßt, Jungfrau und Mutter, Himmel, Thron, unserer Kirche Fundament, Ruhm, Zierde!“

Niemals wäre es möglich gewesen, dem protestantischen Volke alle christlichen Fundamentaltwahrheiten, selbst den Glauben an die Gottheit Christi zu fassen und zu rauben, wenn es gleich dem katholischen in der innigen, ständigen, praktischen Verehrung der Mutter Gottes geblieben wäre. Schon das allein spricht für die Wahrheit des katholischen Glaubens, daß in ihm das Wort in Erfüllung geht, das Maria unter Eingebung des heiligen Geistes gesprochen: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter der Erde!“ Wie hat der Protestantismus nur die Marienverehrung verworren können!

Fällt denn nicht die Ehre der Mutter auf den Sohn? Heißt es denn nicht, den Sohn vernachlässigen, wenn man die Mutter vernachlässigt? Was sagt denn selbst Luther, der durch die Verwerfung der Muttergottesverehrung die von ihm gestiftete Religionsgemeinschaft so arm gemacht hat an Glaubens- und Geisteswerten, daß Daumer schreibt: „Zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Kultus und Gemütsleben hat der Protestantismus die Marienverehrung so bedauerlich weggerissen.“ Luther schreibt: „Auch erste ist sie (Maria) voller Gnade, damit sie ohne alle Sünde erlitten wird. Das ist ein hohes, großes Ding; denn Gottes Gnade macht sie voll alles Guten und ledig alles Bösen. . .“ Maria will nicht eine Königin sein. Sie tut nichts; Gott tut alle Dinge. Anrufen soll man sie, daß Gott durch ihren Willen tue und gebe, was wir bitten. . .“ „Es war recht und billig, daß diese Person (Maria) ohne Sünde erhalten wurde.“ So selbst Luther. Nicht wahr, so können wir Jungnickels Ruf verstehen: „Wir müssen die Mutter Maria zurückholen!“

Maria lebt seit Jahrhunderten unter uns Katholiken. Ihr Name ist für uns ein Wort, das Andersgläubige niemals mit derselben Klangfarbe und Betonung, mit derselben Wärme und Innigkeit aussprechen können. Sie ist unsere Mutter, unsere liebe Frau, unsere Mitarbeiterin und Fürsprecherin. Welch ein Glück, wech ein Trost, wech eine Beruhigung im Leben und im Sterben! Maria Gottes Mutter und unsere Mutter!

(Schluß folgt.)

## Ein Kollektivschreiben des irischen Episkopats

„Observatore Romano“ veröffentlicht ein zur Beurteilung der irischen Frage höchst wichtiges Dokument, das der irische Gesamtepiskopat mit seinem Namen bedt und an dessen sachliche Ausführung auch nicht der mindeste Zweifel zu setzen ist. Während die Weltpresse die öffentliche Aufmerksamkeit für die irischen Vorgänge lediglich auf das Ableben des Vürgermeisters von Cork zu konzentrieren liebte, überging sie diesen neuesten gemeinsamen Erlaß der irischen Bischöfe fast ganz oder doch nur mit kurzen Worten. Und doch ist dieser selerliche offizielle, von sämtlichen Erzbischöfen Irlands mit Kardinal Logue, Erzbischof von Armagh, an der Spitze, unterzeichnete Erlaß die bedeutungsvolle Kundgebung in neuester Zeit über die heutige Lage in Irland. Es liegt im Interesse der Wahrheit, daß die Welt in weitem Maße Kenntnis vom wirklichen Zustande der Dinge in Irland erhält. Der Erlaß besagt in deutscher Uebersetzung:

„Die Bischöfe von Irland haben in ihrer Konferenz vom Dienstag, den 19. Oktober 1920, in Raynooth folgende wichtige Entschickung angenommen:

Es ist nicht leicht für die Hirten der Herde Gottes, das Gesetz Gottes und seine Befolgung hochzuhalten, wenn in einem Lande die Unterdrückung herrscht. Diese Aufgabe wird vollends da verunmöglich, wo der Terror, die Parteilichkeit und die Ohnmacht zur Durchführung der Gesehe die Merkmale der Regierung sind. Irland ist unglücklicherweise durch diese hier in verwickelter Form auftretenden Zustände der Anarchie anheimgefallen. Ohne jede Selbstüberhebung erinnern wir daran, daß wir die Regierung seinerzeit davor warnten, Maßnahmen der Unterdrückung gegen das Freiheitsgefühl der Irländer anzuwenden, da solche die bestenwertesten Folgen haben würden. Die Warnung war erfolglos. Nie hat in unserem Lande

solche Unordnung geherrscht wie jetzt. Vor Beginn des Krieges und besonders bevor Ulster bewaffnet und ansgebildet wurde, war Irland, trotzdem es auf der immer wieder verschobenen Reform bestand, in einem Zustand der Ordnung und des Friedens. Heute herrscht Mord, Brand und Gewalt. An der Tagesordnung sind heute zahllose, grundlose Verhaftungen, selbst mitten in der Nacht, Verurteilung langer Kerkerstrafen ohne Gericht; Urteile, die von einem Gerichte, das weder Vertrauen verlangt noch verdient, blindlings ausgesprochen werden; Brandstiftung von Häusern, städtischen Gebäuden, Fabriken, Volkereien, sowie sogar der Ernte; ferner Brandlegung der Industrie, um Armut und Hungerdruß herbeizuführen; all das wird durch Betrunkene ausgeführt, die von zusammengepöbelten Getrübten wahrwichtig geworden, nach Plünderung und Diebstahl dürfen. Auch das Zusammenreiben und Hinrichten von Bürgern wird durch die Truppen der Regierung vollbracht, welche eine wahre Schreckensherrschaft eingeführt hat. Dieses Hinmorden der Unschuldigen und dieses Zerbrechen ihrer Habe findet ihresgleichen nur in den Schrecken türkischer Gewalttätigkeiten oder in den Ausschreitungen der roten Armee der Bolschewisten in Rußland.

Wir brauchen nicht zu betonen, daß wir gegen jede Gewalt sind, von welcher Seite sie auch kommen mag. Er schrieb S. E. Kardinal Logue vor ungefähr zwei Monaten folgende Zeilen, in denen er den Mord eines Polizisten verurteilte: Ich weiß, daß wir in einer harten, tyrannischen Zeit leben, unter militärischer und roher Gewalt, welche zu Verbrechen Anlaß und Anreiz gibt. Ich weiß, daß wenigstens in letzter Zeit keine Disziplin mehr herrscht, und daß jene, die die Hüter von Gesetz und Ordnung sein wollen, die eifrigsten Beschworner der Gesetzlosigkeit und Unordnung sind; daß diese wild durchs Land stürmen und die Nacht grauhaft machen; daß rücksichtslose Schleichereien auf Verkehrsreichen Plätzen manch unschuldiges Opfer gefordert haben; Städte werden geplündert wie in den wilden Kriegen früherer Jahrhunderte; jene, die aus Angst davonlaufen, werden niedergeschossen; kürzlich wurde in einem besonderen Falle ein unschuldiger und fleißiger Mann, der nichts von Politik wußte und noch weniger um sie sich kümmerte, aus seiner Familie herausgeschleppt, während sie gerade ihren Rosenkranz betete, und auf offener Straße erschossen.

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, sind die Dinge noch viel schlimmer geworden. Männer wurden mit barbarischer Gewalt gemartert; die Fälle sind nicht selten, in welchen junge Mädchen unbekleidet aus der Obhut ihrer Mutter in die Dunkelheit der Nacht fortgerissen wurden. Für all diese Untaten sind weniger die Leute als vielmehr ihre Führer verantwortlich, auch sind sie weniger die Folge von übereilten, ungerechtfertigten Repressalien, die freilich zur äußersten Aufschaukelung beigetragen haben mochten, noch auch der schnellen Aburteilung von Uebelthätern, viel weniger noch der Selbstverteidigung aus irgend einem Grunde, sondern es ist die blinde Rache wilder Horden, die auf eine Stadt oder auf ein Dorf losgelassen werden, ohne daß gegen letztere irgendwelche Schuldbeweise vorliegen. Und zwar sind die Horden losgelassen durch jene, die doch offensichtlich durch die englische Regierung dazu verwendet werden, Leben und Eigentum des Volkes zu beschützen und in Irland die Ordnung wieder herzustellen. Und so erging es ununterbrochen von Monat zu Monat, ohne daß durch die Behörden eine öffentliche Untersuchung eingeleitet, noch eine abschreckende Strafe verhängt worden wäre. Ungehemmt und unverändert dauerte dieses Treiben weiter, bis sich die weite Welt entsetzte über die Untaten, die in Irland geschehen unter einem Regime, das man Regierung nennt. Alles dies wurde von einem Minister der Krone bemäntelt und entschuldigt, halb und halb dementiert und nur halb und halb getadelt, bis endlich die in einem falschen Lichte dargestellten Vorgänge von einem Vorgesetzten in der englischen Regierung vollends verziehen und gutgeheißen wurden. Mit Gewalttaten war man nicht nur einverstanden, sondern man ermunterte zu solchen, wo man sie nicht sogar selber organisierte, und das nicht etwa durch gewöhnliches Gesindel, sondern durch die Regierung eines mächtigen Reiches, das die höchsten Ideale von Wahrheit und Gerechtigkeit verkündete. — Während der ganzen Zeit wurden die blutigen Sektierer-Wirren großen Maßstabes in den Städten und Dörfern Ulsters geduldet; die Folge war eine gräßliche Meute auf beiden Seiten und Arbeitslosigkeit, Brandstiftung der Wohnungen und Unterdrückung des schwächeren Teils... hoffentlich

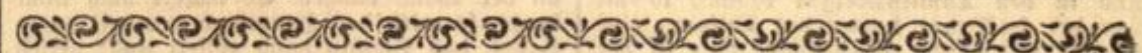
werden die längsten Erlebnisse die Augen des Volkes vor der Ungerechtigkeit öffnen, mit der ein Teil Ulsters mit einer besonderen Regierung bezw. mit deren schlimmsten Instrument, einer Spezialpolizeiarmee, versehen wurde, um desto besser die Opfer ihrer Intoleranz mit Füßen treten zu können. Die Regierungsparteien jenseits des Wassers haben die Ulster-Anarchisten seit Jahrhunderten als Waffe gegen Irland gebraucht, statt sie aufzumuntern, sich mit dem übrigen Teil des Landes zu verschmelzen. Gewalt gebiert Gewalt, aber mächtiger noch als dieses Regime roher Gewalt, mit dem man Irland zur Anarchie brachte, war die plumpe parteiische Haltung, welche von der britischen Regierung betreffend den Nordosten eingeschlagen wurde.

Die britische Regierung rührte sich nicht, als in Ulster eine provisorische Regierung gebildet, Truppen entzerrt, die Polizei- und Zollbeamten entlassen und die Straßen und der Telegraph beschlagnahmt wurden. Verleihen wir die Untätigkeit der Regierung, als in Larne Waffen gelandet wurden, mit dem Angriff der Truppen, als Waffen nach Howth gebracht wurden, oder vergleichen wir die Behandlung der „Ulster-Freiwilligen“ mit derjenigen der „Irish-Freiwilligen“, die damit endete daß man die Drangenen bewaffnete und den ganzen Rest Irlands entwaffnete, das heißt die 36. Division, gegenüber der 16. und 10. ... Dieser Tage haben wir berichtet, daß ein Minister der Krone das Pogrom von Belfast formell gutgeheißen und allen, welche tren zu den Farben des neuen Belfast Parlaments ständen, seinen Schutz versprochen. Ein hervorragendes Mitglied der britischen Regierung brüht kaum ein Wort über seine Lippen, ohne den Nordosten im Blick gegen Irland zu beharren und jedermann zu versichern, daß Ulster noch beruhigt werde!

Wenn Anarchie im Lande herrscht, so sind die Minister der britischen Krone deren Ursache... Ganz Irland muß dem Nordosten zusehe unterjocht werden und besonders Tyrone und Kerry nach werden gegen ihren Willen dem Belfast Parlament unterstellt. Das ist die Folge der auf die Erde getriebenen grausamen Vorurteile, und wir warnen die englische Regierung vor der Gefahr eines bitteren und langen Bürgerkrieges mit viel mehr Recht, als vor den Feindschaften gegen ein einzelnes Parlament, welches im vornherein in seiner Unduldsamkeit von der Regierung unterstützt wird. Die irische Frage wird nicht durch unmenschliche Unterdrückung, sondern nur durch Anerkennung der unveräußerlichen Rechte Irlands gelöst werden, so wie jede andere Nation das Recht hat, die Regierungsform zu wählen, unter welcher ein Volk leben muß.

Die irischen Bischöfe nehmen auch Stellung zum Fall des Bischofs Mannix und des zwischen verstorbenen Lordmavors von Cork. Sie schreiben weiter: „Wir verlangen im Namen der Zivilisation und nationalen Gerechtigkeit, daß eine gründliche Untersuchung all der Unmenschlichkeiten, die gegenwärtig in Irland verübt werden, angeht wird; eine solche ist gegenwärtig dringender als alles andere. Und zwar soll diese Untersuchung vorgenommen werden von einem solchen Gerichtshof, dem alle Vertrauen entgegenbringen können, mit der nötigen Garantie, daß die Zeugen vor dem Terror geschützt werden, da dieser es nimmermehr ohne Gefahr für Leben und Eigentum vor Gericht auszusagen zu können. Die Presse ist in Irland geknebelt, öffentliche Versammlungen sind verboten, gerichtliche Untersuchungen sind unterdrückt. Man hat Priester roh mißhandelt. Zweifellos war es der unflügliche Schritt, den tyrannische und kurzfristige Unterdrückung vornehmen konnte: einem angesehenen Erzbischof irischer Herkunft (Mannix), der der Vertrauensmann und Führer der Demokraten in Australien ist, Schwierigkeiten zu bereiten und ihn zu verhindern, seine Heimat zu besuchen.

Die größte Grausamkeit aber, die jede Aussicht auf Frieden zwischen beiden Ländern untergräbt, ist die Einfrierung des Bürgerkrieges von Cork und der anderen Hungerkrieger. Diese Männer verachten ihr Leben, um etwas für Irland tun zu können, das durch die Fremdherrschaft in eine so traurige Lage gebracht worden. Bei den gegenwärtigen Zuständen wäre es unnütz, unser Volk glauben machen zu wollen, daß die Zukunft anders als drohend sei. Dagegen ist es nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daß es nie eine Zeit gab, in der das irische Volk mit mehr Vertrauen auf Gott hoffen sollte, es werde seinen Kampf um die Freiheit zum Siege führen, solange dasselbe standhaft an den Idealen und den Anforderungen des heiligen Glaubens hielt. Eine Nation von Märtyrern hat die Pflicht, beständig Selbstbeherrschung zu üben. Unser Volk war ständig eine große christliche Nation, als noch heidnisches Chaos jenseits des Kanals herrschte; es wird mit Gottes Hilfe eine große christliche Nation bleiben, wenn das neue Heidentum, das nun herrscht, seinen bösen Lauf beendet hat. — Unsere Beziehungen zu England waren von jeher unser Unglück. Unsere Standhaftigkeit im Glauben wird aber endlich den Sieg davontragen. Der Tag der Freiheit und des Friedens wird bald über uns anbrechen, wenn wir entschlossen den „Sohn der Sinder des Lichtes“ geben... Darum sehet zu, daß keiner Böses mit Bösem regelte... Gott ist unsere Hilfe, heute wie durch alle Jahrhunderte der Prüfung hindurch. Er war die Hoffnung unserer Väter, mit seinem Segen brauchen wir keinen Feind zu fürchten. Wenn sein Licht uns führt, macht uns keine Zukunft bange.“



# Unterm Tannenbaum

Von Theodor Storm

Eine Dämmerstunde.

Es war das Arbeitszimmer eines Beamten. Der Eigentümer, ein Mann in den Vierzigern, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, aber milden, lichtblauen Augen unter dem schlichten, hellblonden Haar, saß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch; damit beschäftigt, einzelne Schriftstücke zu unterzeichnen, welche der daneben stehende alte Amtsbote ihm überreichte. Die Nachmittagssonne des Dezembers beleuchtete eben mit ihrem letzten Strahl das große, schwarze Tintensäß, in das er dann und wann die Feder tauchte. Endlich war alles unterschrieben.

„Haben Herr Amtsrichter sonst noch etwas?“ fragte der Bote, indem er die Papiere zusammenlegte.

„Nein, ich danke Ihnen.“

„So habe ich die Ehre, vergnügte Bechnachten zu wünschen.“

„Auch Ihnen, lieber Erdmann.“

Der Bote sprach einen der mitteldeutschen Dialekte; in dem Tone des Amtsrichters war etwas von der Härte jenes nördlichsten deutschen Volksstammes, der vor wenigen Jahren, und diesmal vergeblich, in einem seiner alten Kämpfe mit dem fremden Nachbarvolke geblutet hatte. — Als sein Untergebener sich

entfernte, nahm er unter den Papieren einen angefangenen Brief hervor und schrieb langsam daran weiter.

Die Schatten im Zimmer fielen immer tiefer. Er sah nicht die schlank Frauengestalt, die hinter ihm mit leisen Schritten durch die Tür getreten war; er bemerkte es erst, als sie den Arm um seine Schulter legte. — Auch ihr Antlitz war nicht mehr jung; aber in ihren Augen war noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die sich geliebt wissen, auch noch nach der ersten Jugend findet. „Schreibst du an meinen Bruder?“ fragte sie, und in ihrer Stimme, nur etwas mehr gemildert, war dieselbe Klangfarbe wie in der ihres Mannes.

Er nickte. „Lies nur selbst!“ sagte er, indem er die Feder fortlegte und zu ihr empor sah. Sie beugte sich über ihn herab; denn es war schon dämmerig geworden. So las sie langsam wie er geschrieben hatte:

„Ich bin wieder gesund und arbeitsfähig — glücklicherweise; denn das ist die Not der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß. So schlecht es immer sein mag, darin hast du es gut dabei; und wer wäre nicht gern geblieben, wenn er nur ein Stück Brot un-

jenes unentbehrliche „sanfte Stuhelissen“ des alten Sprichwortes sich hätte erhalten können.“

Sie legte schweigend die Hand auf seine Stirn, während er, der ihren Augen gefolgt war, das Blatt umwandte. Dann las sie weiter:

„Der guten und klugen Frau, die du vorige Weihnachten bei uns hast kennen gelernt, bin ich so glücklich gewesen, durch die Vermittlung eines Bergleibs mit ihrer Entschadung einen wirklichen Dienst zu leisten; der schöne, so sehr von ihr begehrte Wald ist seit kurzem endlich in ihren Besitz gelangt. Hätten wir vorhin für deinen Freund Harro nur eine Lanne aus diesem Walde! Denn hier ist viele Stellen in die Rinde kein Nadelholz zu finden. Was aber ist ein Weihnachtsabend ohne jenen Baum mit seinem Duft voll Wunder und Geheimnis?“

„Aber du,“ sagte der Amtsrichter, als seine Frau gelesen hatte, „du bringst in deinen Klaidern den Duft des echten Weihnachtsabends!“

Sie lachte lächelnd in den Schlich ihres Kleides und legte ein großes Stück braunen Weihnachtskuchen vor ihm auf den Tisch. „Sie sind eben vom Bäcker gekommen,“ sagte sie, „prob nur; deine Mutter backt sie dir nicht besser!“

Er brach einen Brocken ab und prüfte ihn genau; aber er fand alles, was ihn als Knaben daran entzückt hatte; die Kruste war glashart, die eingerollten Stücken Zucker wohl zerquangen und sandiert. „Es ist gut,“ sagte er, „ich in seinen Arbeitsstuhl zurückzuführen.“ „Ich sehe plötzlich, wie es daheim in dem alten, steinernen Hause Weihnachten wird.“ Die Messingtürklingen klangen noch klarer als sonst; die große gläserne Kerze leuchtete heute noch heller auf die Stuckdecken an den sauber gewaschenen Wänden; ein Kinderstrom um den andern, stürzte und bettelte, drängt durch die Haustüre; der Keller hinauf aus der geräuschigen Küche zieht der Duft des Gebäcks in ihre Rosen das dort in dem großen Kupferkessel über dem Feuer prasselte. — „Ich sehe alles; ich sehe Vater und Mutter — Gott sei gedankt! — Ich lebe beides! — aber die Zeit, in die ich hineinkomme, liegt in so tiefer Ferne der Vergangenheit! — Ich bin ein Knabe noch! — Die Blätter zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Tür stehe, horchend, wie es drinnen in der Luftergold und in den Tannenzweigen raschelt, so umt von der Hofthür herüber der Kutscher, eine Stange mit einem Kutschknecht in der Hand. — „Schon wieder, Thomas?“ Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verabschiedet in die Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Haustür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Kaiserwärtlers“ bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal stimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Und schon ist meine Großmutter mitten zwischen ihnen, die alte geschäftige Frau, den Spektamerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäck in der Hand. Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erische mein Teil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Kinder mädchen, festlich gekleidet, die langen Hüfte frisch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab.“

Es war allmählich dunkel geworden; die Frau des Amtsrichters hatte leise einen Altentisch von einem Stuhl entfernt und sich an die Seite ihres Mannes gesetzt.

„Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Treppe dort fällt heute kein Lichtschein, aus dem Türfenster der Schreibstube; der alte Tauschadkünstler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet schon nicht

mehr. Ich öffne leise die Tür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst; und das große, verträuerte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr tickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade seines kleinen Etehpults und nimmt die große goldene Tabatiere aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldföhrchen werden blanke Silbermünzen für die Diensthofen hervorgehohlet, eine Goldmünze für den Schreiber. „Ist Onkel Erich schon da?“ fragte er, ohne sich nach mir umzusehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?“ — „Das könntest du ja tun.“ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hofe entlang, und während ich drinnen aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Siebelhaus mit dem Bahar erreicht. Die Tür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Fesel schallt. — Vor dem Ladentisch steht der alte Kommiss, der das Detailgeschäft leitet. Er sieht mich etwas grämlich an. „Der Herr ist in seinem Kontor,“ sagt er trocken; er liebt die wilde naseweise Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach' ich hinten zur Posttür hinaus, über zwei kleine, finstere Höfe, dann in ein uraltes, seitjames Nebengebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen, dunkeln Gang und klopf an eine Tür. — „Herein!“ So sieht der kleine Herr in dem feinen, braunen Tuchrock an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Kontorlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familienmaße, die über den frischgestärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob du nicht kommen wolltest!“ sage ich, nachdem ich Atem geschöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick sehen!“ erwiderte er, indem seine Feder summierend über des Jolum des aufgeschlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde nicht ein bißchen ungeduldig; aber ich sehe mich auch nicht; ich bleibe stehen und befehle mir die Englands- und Westindiensfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, so wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: „Sieh so,“ sagt der Onkel, „fertig wären wir!“ Während er sein spanisches Rohr aus der Ecke langt, will ich schon wieder aus der Tür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart' doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen.“ Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlversiegelte, geheimnisvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück leibhaftigen Weihnachts; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes, märchenhaftes Wunderzeug, wie er mitten in der Bescherung noch mit und meiner Schwester auf unsere Weihnachtssteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen.

„Bald darauf reige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserm Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen in die Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und rasch wieder geschlossene Tür glühert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden abnungsvollen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute besonders fein gemachten Tees erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, seid ihr da?“ fragt er stehen bleibend. — Und schon ist auch Onkel Erich bei uns;

mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schwester die Tasse ab, die sie ihm auf dem gelackierten Brettchen präsentiert. „Was meinst du,“ sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!“ Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Messingomfort der Teetisch saust, beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse, es floß alles so sanft dahin, daß man ganz davon erwidert wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichsten Gelächter nachzugenießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Brille; er muß endlich doch mit einstimmen. Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der tätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt niemand mehr. — Aber während der Onkel so erzählt, steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Kompliment und bricht seine Geschichte ab; die Tür und die gegenüberliegende Tür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Flittergoldfäden; in seinen weißen Ästen und goldenen Etern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen.“

„Baul,“ sagte die Frau, „und wenn wir ihn noch so weit herbeischaffen sollten, wir müßten wieder einen Tannenbaum haben. Der arme Junge hat sich selbst einen Weihnachtsgarten gebaut; er ist nur eben wieder fort, um Moos aus dem Eichenwäldchen zu holen.“

Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick. — „Es tut nicht gut, in die Fremde zu gehen,“ sagte er dann, „wenn man daheim schon an eigenen Herd geessen hat — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gast, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten!“

Sie sagte die Hand ihres Mannes und hielt sie fest in der ihrigen, aber sie antwortete nichts darauf.

„Gedenkt du noch an eine Weihnachten?“ hub er wieder an, „ich hatte die Studienjahre hinter mir und lebte nur noch einmal, zum letztenmal, eine kurze Zeit als Kind im elterlichen Hause. Freilich war es dort nicht mehr so heiter, wie es einst gewesen; es war Unvergeßliches geschehen, die alte Familiengruft unter der großen Linde war ein paar Mal offen gewesen; meine Mutter, die unermüdblich tätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände sinken und stand regungslos, als habe sie sich selbst vergessen. Wie uniere Margret sagte, sie trug ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spielte ein totes Kind. — Nur Onkel Erich, freilich ein wenig grauer als sonst, erzählte noch seine kleinen freundlichen Geschichten, und auch die Schwester und die Großmutter lebten noch. Damals war jener Weihnachtsabend; ein junges, schönes Mädchen war zu der Schwester auf Besuch gekommen. Weißt du, wie sie hieß?“

„Ellen,“ sagte sie leise und lehnte den Kopf an die Brust ihres Mannes.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ein paar Silberfäden in dem braunen seidigen Haar, das sie schlicht geschweilt trug, schmucklos in einer Flechte um den Schildplattkamm gelegt. (Fortsetzung folgt.)

So das schöne Geschlecht gegen Vaterland und Nationalität kalt und gleichgültig ist, dort muß der Glückstern des Volkes erbleichen. Eine Nation, der nur die Männer angehören, deren Frauen ihr entfremdet sind, kann keine Dauer haben. Bessenburg.